

Beschränkungen.

Daß wir im Grunde alle Verschwender gewesen, die das Gebotene annahmen und verbrauchten ohne besondere Beschränkung, bloß weil es in Fülle da war und wir niemals fragten, woher es kam, in welchen Mengen es zu unsrer Verfügung stand — das hat uns der Krieg gelehrt. Er war es, der Beschränkungen notwendig machte fast auf allen Gebieten des täglichen Lebens. In der Bestellung unsres Tisches, in unsrer Kleidung, unsren Vergnügungen — und nur ein Konto in unserm Wirtschaftsbuche wurde durch zahlreiche Posten erweitert — das Konto „Böhschheit“.

Wir haben uns mit Einsicht dem Selbstverständlichen gefügt und die Verordnungen respektiert, die den Verbrauch der Lebensmittel regeln sollten. Wir hätten es einst nicht für möglich gehalten, daß das tägliche Brot uns in genau bestimmten Rationen zugeteilt werden könnte, und haben dann doch gefunden, daß bei einiger Sparsamkeit, bei der gebührenden Hochachtung vor jedem Stäubchen Mehl, vor jeder Krume Brot, die zugeteilte Menge vollkommen ausreichend sei. Die Einführung der fleischlosen Tage machte freilich das Mehl zu einem heißbegehrten Artikel in jedem Haushalt. Ihre Um-

wandlung in „Mehlpeistage“ war das Ideal der Hausfrau, und der Erwerb des Mehles, möglichst schöner, weißer Mehles, galt ihr Sehnen und Streben. Jeder kleine Abschnitt der Brotkarte wurde sorgfältig gewertet — nur feinen einzigen „unkommen“ lassen! Jede Brotkruste wurde sorglich verwertet, um die Brotration herabzusetzen. Besonders raffinierte Freier sollen sich das Herz ihrer zukünftigen Schwiegermutter durch Ueberreichung eines Pfopädchens Mullermehl erworben und für ewige Zeiten gesichert haben, und der unverheiratete Hausfreund, der allwöchentlich einen Teil seiner Brotkarte auf den Tisch des Hauses legte, wurde mit dem schönsten Lächeln und einem „Kriegsnachtmahl“ belohnt.

Das alles soll nun vorbei sein. Die neuen Zusatzbestimmungen zur Brotartenverordnung sollen die Brot- und Mehlrationen voneinander trennen und das Gewicht der letzteren genau festsetzen. Der Mann aber und die Frau, die keinen eigenen Haushalt führen, sondern sich im Gasthause verköstigen, werden keine Mehlmenge zugewiesen erhalten. Was nun? Der schöne Hausfrauentraum, es doch durch Sparsamkeit zu einem, wenn auch noch so kleinen und bescheidenen Mehlhaufen in der Speisekammer zu bringen, zerfließt im Nebel. Die Mehlpeistage werden eingeschränkt, der Speisjettel von neuem umgearbeitet werden müssen. Da hilft nur ein Trost, die etwas „schlamperte“ optimistische Philosophie, die sich aber in diesen Tagen stets bewährt hat: „Es wird schon gehen!“ Dafür tauschen wir dann die Gewißheit ein, daß durch diese neue Sparmethode die Mehlvorräte wieder gestreckt werden und jeder fein zugemessenes Teil mit Leichtigkeit erhalten wird. Das schreckliche „Anstellen“ vor den Mehlgeschäften, das am Ende doch so oft ohne Resultat blieb, wird nun völlig aufhören.

Dagegen konnte man in letzter Zeit die lange Doppelreihe wartender Frauen und Kinder vor den Milchgeschäften sehen, und diesem Uebelstand wird wohl die Milchkarte ein Ende machen. Ihr Zweck ist es nicht, Beschränkungen aufzuerlegen; die Milchmenge von einem halben Liter pro Kind soll nicht das Höchstquantum sein, das eine Familie beziehen darf, sondern im Gegenteil das mindeste, das ihr sichergestellt werden muß. Der Mutter, die nicht als „große Kundschafft“ die Bevorzugung des Milchhändlers genießt, die auch nicht Zeit hat, sich im stundenlangen Warten die nötige Milch zu erobern, soll bis zu einer bestimmten Vormittagsstunde die Milch für ihr Kind aufgehoben werden. Vielleicht wird sich späterhin eine Ausgestaltung der Milchverordnung ergeben, so daß, nach Art der Brotkarte, jedem Haushalt für alle seine Mitglieder ein bestimmtes Milchquantum zugewiesen werden wird. Mit Jubel würden es sicher die Cafetiers und ihre Gäste begrüßen, wenn der Genuß des Kausenkaffees nach Abgabe der „Milchkarte“ wieder gestattet wäre.

Gerade im Milchverbrauch aber haben sich zahlreiche Familien einer freiwilligen Beschränkung unterzogen. Familien, die nach wie vor die gleiche oder wenig verringerte Milchmenge beziehen und die obendrein in der Lage sind, durch ausgiebige Hauptmahlzeiten ihren Mitgliedern den Nährwert des Kausen- und Frühmilkcaffees zu ersetzen, geben freiwillig einen Teil der Milchmenge an andre, Nermere ab, an die Bedienerin, die Näherin, die Wajchfrau, denen der Kaffee ein Hauptnahrungsmittel bedeutet. Manche Frau übt auch eine schöne und stille Art der Böhlschheit, indem sie eine bestimmte Milchration ihren Hausarmen abgibt, mit besonderer Berücksichtigung natürlich der Kinder.

Ist das Kausenkaffeepublikum durch das Verbot des Kausenkaffees geschädigt, so sind die Gasthäuser durch die Bierverordnung getroffen worden. Und mit ihnen ihre getreuen Stammgäste und Bierkonsumenten, denen das edle Gebräu ein „unentbehrliches Nahrungsmittel“ ist — eine Auffassung, zu der sich auch ein hoher Gerichtshof bekannte. Mit Schmerz muß der Wirt oft in vorgerückter Stunde seinen Gästen eröffnen, daß er ihrem Ruf nach dem geliebten Labfal nicht mehr entsprechen kann. Es haben sich da in einzelnen Gastwirtschaften private Beschränkungsmaßregeln eingebürgert zum Schutz der besonders Bierbedürftigen. So wird in einem altbekannten Wiener Gasthaus, wo der Bierkonsum das Hauptgeschäft bildet, jeder Dame bloß — ein Seidel Bier gereicht. Die so ersparte Menge kommt den Bierdürftigen Männern zugute. Wer müßte diese Maßregel nicht als weise und gerecht anerkennen? ... Vielleicht werden wir unter diesen Umständen auch der Frage näher treten müssen, wie weit den Damen der Tabakgenuß zu gestatten sei, oder ob sie zugunsten der Herrenwelt auf die Zigarette verzichten müssen. Auch unsre Trajsten müssen ja auf Auskunftsmitel finnen, die knapp gewordenen Zigarettenvorräte zu strecken, und geben demzufolge dem Käufer stets nur zwei bis fünf Stück Zigaretten auf einmal ab. Die passionierten Raucher empfinden natürlich die Beschränkung ihres Genusses sehr schwer; viele versorgen sich, soweit dies möglich ist,

trotz des höheren Preises in ihrem Stamme mit Zigaretten, andre lernen das Zigarettdrehen. Nun, auch diese Kalamität muß zu ertragen sein. Für die Verwundeten in den Spitalern, für die Soldaten an der Front wird ja gesorgt, daß sie dieses Labfal nicht entbehren. Da gilt's für alle im Hinterlande auch hier wieder: die eigenen Interessen zugunsten der Soldaten ins Hintertreffen zu setzen.

Das „Einer für alle — alle für einen“ empfinden wir heute stark und wahr und wissen, daß wir durch übermäßigen Verbrauch eines knapp gewordenen Lebensmittels die Allgemeinheit schädigen würden, so wie wir umgekehrt durch weise Beschränkung des Konsums der Allgemeinheit nützen, und daß wir Knappheit und Teuerung nur dann meistern können, wenn wir uns als Meister in der Beschränkung erweisen.